

Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft

Beiträge zur Theoriedebatte

*Unter Mitarbeit von Gunilla-Friederike Budde,
Friedrich Jaeger, Suzanne Marchand, Paul Nolte,
Sven Reichardt, Rudolf Schlögl, Thomas Sokoll,
Raymond C. Sun, Hans-Ulrich Wehler,
Siegfried Weichlein*

*Herausgegeben von
Thomas Mergel und Thomas Welskopp*

Gegen die Sozial- und Gesellschaftsgeschichte wendet sich in jüngster Zeit im Namen einer „Neuen Kulturgeschichte“ heftige Kritik. Die Autoren, jüngere Historikerinnen und Historiker, versuchen zwischen den Positionen zu vermitteln, nicht indem sie die Gegensätze zudecken, sondern indem sie sie als fruchtbare Spannung verstehen. – Ein Beitrag zur Theoriedebatte der Historiker und zum Gespräch zwischen den Historikergenerationen.

Thomas Mergel ist wissenschaftlicher Assistent an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum.

Thomas Welskopp ist wissenschaftlicher Assistent am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

VERLAG C.H.BECK

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft: Beiträge zur
Theoriedebatte /* unter Mitarb. von Gunilla-Frederike Budde
... Hrsg. von Thomas Mergel/Thomas Welskopp. – Org.-
Ausg. – München: Beck, 1997

(Beck'sche Reihe; 1211)

ISBN 3 406 42011 7

NE: Budde, Gunilla-Friederike; Merkel, Thomas [Hrsg.]; GT

Originalausgabe

ISBN 3 406 42011 7

Umschlagentwurf: Uwe Göbel, München

© C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1997

Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

Thomas Mergel/Thomas Welskopp

Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie

Die Postmoderne scheint's möglich zu machen: Unerwartet hat sich in der deutschen Geschichtswissenschaft wieder eine Theoriedebatte entwickelt. Unter dem Signum „Kultur“ wird insbesondere die Sozialgeschichte angegriffen, die vor fünf- und zwanzig Jahren eine explizite Theorieorientierung der Geschichtswissenschaft gefordert hatte.¹ Nun wird ihr attestiert, mechanistisch, verdinglichend und unzulässig verallgemeinernd an ihren Gegenstand heranzugehen. Gemeint ist besonders die theoretische Orientierung an ihrer Leitwissenschaft, der Soziologie. Diese Kritik steht nicht allein. Auch in anderen Disziplinen scheinen die Kulturanthropologie, die Linguistik und konstruktivistische Ansätze der Philosophie die Rolle des Leitwolfes übernommen zu haben. Das steht für einen Schub an Selbstreflexivität, der die Konstruktionsarbeit der Wissenschaft anstatt der „Wahrheitsfindung“ betont. Wenige dieser Überlegungen sind fundamental neu; aber auf den Schultern von Riesen sieht man bekanntlich weiter als jene.

In der Geschichtswissenschaft sind die Versuche des Dialogs bisher spärlich. Dieser Band will ihn intensivieren. Der Ansatzpunkt scheint uns dabei der Status zu sein, den die Theorie in der Geschichtswissenschaft besitzt. Manches an der Kritik deutet weniger auf „die falsche Theorie“ hin als auf einen unzeitgemäßen, einen zu starren, zu mechanistischen Umgang mit theoretischen Vorstellungen. Die Beiträge dieses Bandes sollen deshalb den *Umgang* mit Theorien in den Mittelpunkt stellen und alte wie auch neue Orthodoxien problematisieren. Die Autorinnen und Autoren gehören einer jüngeren Generation an, welche die älteren Debatten von den Zuschauerrängen

aus verfolgt und einen mehr oder weniger unorthodoxen Umgang mit theoretischen Überlegungen gelernt hat. Sie repräsentieren also keineswegs eine neue „Schule“, sondern ein breites Spektrum von Ansätzen, deren erste Gemeinsamkeit darin liegt, Theorien nicht als „wahre“ Sätze zu begreifen, sondern ebenso wie historische Befunde als Annäherungen an eine komplexe und unterschiedlich verstehbare Wirklichkeit. Der Ansatzpunkt ist uns dabei – das ist die zweite Gemeinsamkeit – der Begriff der *Gesellschaftstheorie*, unter der wir anders als der größte Teil der Sozialgeschichte, nicht nur Theorien über (moderne) Gesellschaften, sondern auch Theorien über Vergesellschaftung, über soziales Handeln und die Produktion sozialen Sinns verstehen wollen; in der englischsprachigen Welt existiert ein solches Sprachproblem nicht, weil „social theory“ beides bedeutet. Indem der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist, sind alle Objektivationen und alle Instrumente, mit denen er die Wirklichkeit zu bearbeiten sucht, gesellschaftlich. Deshalb beschäftigen wir uns nicht nur mit soziologischen Überlegungen, sondern auch mit kulturanthropologischen, sprach- und sozialphilosophischen Konzepten. Wir wollen der Frage nachgehen, was es für historisches Arbeiten bedeutet, daß es abstrakte Vorstellungen über soziale Wirklichkeit gibt. Diese Bilder formen das Bild von der Geschichte. Historische Befunde wirken aber ihrerseits auch auf die theoretischen Bilder zurück. Solche Schlußfolgerungen explizit zu machen haben aber die Historiker meist anderen überlassen. Die Geschichtswissenschaft betrachtet sich selbst noch allzusehr als „praktische Wissenschaft“, die die Theoriebildung anderen überläßt.

Zwei Gemeinsamkeiten sind noch nicht viel; während der Produktion dieses Bandes hat sich aber herausgestellt, daß wir unabhängig voneinander mit den gleichen Problemkomplexen beschäftigt sind – das schlägt sich in der Gliederung nieder (manche Aufsätze hätte man getrost woanders einordnen können). Da ist zum *ersten* die Frage nach dem Verhältnis von Struktur- und Handlungstheorie. Die Sozialgeschichte hat die Strukturen überprivilegiert; die meisten der Autoren, auch die-

jenigen, die in anderen Teilen des Buches auftauchen, denken darüber nach, wie man dieses Ungleichgewicht reduzieren könnte, ohne das Kind mit dem Bade auszuschütten, sprich: einem handlungstheoretischen Subjektivismus zu frönen, wie das bei manchen kulturhistorischen Überlegungen der Fall ist. Da ist zum *zweiten* das fundamentale Problem von Gleichheit und Differenz; es kommt zum Ausdruck in der Frage, mit welchen Gründen soziale Kollektive als zusammengehörig und unterschieden von ihrer Umwelt betrachtet werden. Am Beispiel des Verhältnisses von Klasse zu Geschlecht, von Klasse zu Konfession und an der „Nation“ als sozialem Kollektiv wird hauptsächlich gegen die alte Ideologie des Haupt- und Nebenwiderspruchs argumentiert. Der *dritte* Bereich nimmt die westliche Moderne in den Blick, die als normative Folie von Gesellschaftsentwicklung in die Kritik geraten ist. Auch hier wird bei aller Zustimmung zu dieser Kritik vorsichtig auf die methodischen Möglichkeiten hingewiesen, die Modernisierungstheorie und Funktionalismus immer noch bieten. Der vierte Teil geht in besonderer Weise auf sozialkonstruktivistische Überlegungen ein, die sich im Moment geradezu als ein Schlagler im Geschäft der Theorien erweisen. Sie kommen auch in den anderen Beiträgen vor, und wahrscheinlich fällt bislang nur uns, den Herausgebern, auf, wie sehr sich in dieser Hinsicht auch in der deutschen Geschichtswissenschaft eine Tendenzwende abzeichnet. Hans-Ulrich Wehler haben wir um einen kritischen Kommentar gebeten, der Kontinuität und Bruch in der Theoriedebatte verdeutlichen soll. Damit unterbreiten wir einem der profiliertesten und streitbarsten Verfechter der modernen Sozialgeschichte ein erstes Angebot, in eine Debatte zwischen den Historikergenerationen einzutreten. Als eine erste Reaktion auf die Kritiken und Innovationsvorschläge in den Beiträgen des Bundes soll sein Kommentar, so hoffen wir, den kontroversen Klärungsprozeß mit anstoßen und weiter motivieren. Zugleich wird den Leserinnen und Lesern hiermit die Möglichkeit geboten, den Grad und die Grenzen der Anschlußfähigkeit zwischen älteren und den hier vorgestellten neueren Ansätzen zu einer theoriegeleiteten Ge-

schichtswissenschaft von der Gesellschaft im direkten Kontrast zu bestimmen.

Die Einleitung unterliegt der Verantwortung der Herausgeber, hat allerdings in einer Kurzfassung den Mitautor(inn)en vorgelegen. Wir wollen drei Problemkomplexe behandeln: *Erstens* wollen wir einen Aufriß der geschichtswissenschaftlichen Theorierezeption vor allem in den letzten dreißig Jahren liefern. *Zweitens* wollen wir den Status von Theorie in der Geschichtswissenschaft präzisieren. Und *drittens* wollen wir einige Bemerkungen zu der Frage machen, welche theoretische Orientierung einer komplexen historischen Fragestellung heute angemessen ist. Das bedeutet nicht, bestimmte Theorien zu empfehlen, sondern Fragen zu markieren, mit denen man an diese Theorien herangehen und sie verarbeiten kann.

I. Theorierezeption in der deutschen Geschichtswissenschaft

Theoretische Vorstellungen über soziale Wirklichkeit und menschliches Handeln haben die deutsche Geschichtswissenschaft von Anfang an begleitet. Sie bewegten sich in einer eigentümlichen Spannung zwischen „Individualität“ und „Idee“. Während das eine das schwer zu durchschauende, immer anders gelagerte, kontingente Moment in der Geschichte abgab, war das andere das Regelsetzende, gewissermaßen der Wind, der die Geschichte antrieb. In dieser Doppelheit von Idee und Individuum fand sich ein konzeptueller Konflikt, der das gesellschaftstheoretische Denken bis heute beherrscht: der Mensch und die Verhältnisse, Denken und Tun, Struktur und Handeln, Basis und Überbau. Die Spannung zwischen dem Holismus der Idee und dem Monismus der Individualität gab den Rahmen für den Historismus ab, und es spricht einiges dafür, daß „Individualität“ als ein Rückzugsgebiet, die „Ideen“ hingegen als ein Aufmarschgebiet historischer Deutung fungierten. In optimistischen Phasen wie etwa in der Reichsgründungsphase oder der Wilhelminischen Zeit waren es Ideen,

welche die Geschichte antrieben. Wann immer sich die Geschichtswissenschaft im Erklärungsnotstand befand, neigte sie der Individualität zu – so etwa nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die „Ideen“ waren für die Geschichtswissenschaft das, was die „Strukturen“ für die Soziologie werden sollten. Als diese sich in Deutschland als eigene Wissenschaft auszubilden begann, waren viele Historiker oder zumindest historisch Gebildete dabei. Doch die deutsche Geschichtswissenschaft hatte kaum einen Einfluß auf die disziplinäre Entwicklung der Soziologie und ließ sich ihrerseits durch soziologische Überlegungen kaum beeinflussen. Zweifellos hatte dieser Umstand auch mit den jeweils verschiedenen Gegenständen zu tun: Die deutsche Soziologie ist aus dem Problem mit der Industriegesellschaft entstanden und beschäftigte sich mit den dafür typischen sozialen Größen: den Kollektiven und Großgruppen, die eben nicht „individuell“ zu handeln schienen. Für die Geschichtswissenschaft waren das keine historischen Größen. Ihr Paradigma war der Staat, der ohne die Nation nicht mehr gedacht werden konnte, und die Wirkmächtigkeit des Individuums. Dazu kam, daß die Soziologie auch politisch in einem anderen Lager verortet wurde; die Marxsche Konflikttradition ließ die Soziologie seit ihrer Anfangszeit als Oppositionswissenschaft erscheinen.

Max Webers universale gesellschaftstheoretische Lehre ist in der deutschen Geschichtswissenschaft nicht mehr interessiert zur Kenntnis genommen worden. Das hatte vor allem wissenschaftstheoretische Gründe. Seit Karl Lamprecht wurden typisierende Methoden, wie Weber sie entwickelte, als unvereinbar mit der historischen Methode angesehen. Dahinter stand ein fundamentaler Grundwiderspruch zur Erkenntnistheorie und Methodologie des Historismus: Dieser war stets von einem ontischen Charakter der Geschichte ausgegangen, von einer objektiven Struktur, die von den Historikern gewissermaßen nur entziffert und niedergeschrieben werden muß. Weber brach mit dieser Tradition. Er ging von einer Vergangenheit aus, die „Chaos“ war; erst der Historiker stellt Beziehungen her und verknüpft die Geschehnisse mit „Sinn“, der aus seinen

Wertbezügen erwächst: Geschichtsschreibung war für Weber eine Konstruktionsleistung, es gab nichts mehr, was „eigentlich gewesen“.

Ansätze, die mit strukturalen Kollektivbegriffen und Idealtypen operierten, sind seitdem jahrzehntelang mit oppositionellen oder randständigen Richtungen der Geschichtswissenschaft identifiziert worden. Otto Hintze, aber auch die „Volksgeschichte“, stehen dafür. Eine Neuorientierung wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg möglich, als die Basisannahmen der alten Geschichtswissenschaft grandios falsifiziert schienen. Diejenigen, die neue Konzeptionen formulierten und durchsetzten, kamen aus der nationalsozialistisch infizierten „Volksgeschichte“, wo sie schon die enge Zusammenarbeit mit den Soziologen geprobt hatten. Otto Brunner, Werner Conze und Theodor Schieder setzten aber nun, in gewisser Abkehr von den „tümelnden“ Versuchen der Volksgeschichte, ganz auf die industrielle Gesellschaft. Conzes Vorschlag, sich auf eine „Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters“ zu konzentrieren, versuchte das erste Mal, die Probleme historisch-methodologisch zu konzeptualisieren, denen die jüngere Schule der Historischen Nationalökonomie und die Soziologie der Zwischenkriegszeit nachgegangen waren. Immer noch von einem eher rohen, jedenfalls pragmatisch gehandhabten und niemals extensiv diskutierten Theoriebegriff geprägt, setzte Conze doch den Begriff der Gesellschaft zumindest als gleichwertige Geschichtsmaterie dem des Staates und der Nation gegenüber. Der Einfluß der Emigranten war demgegenüber relativ gering. Doch im Unterschied zur Nazizeit wurden sie jetzt gelesen, und sie förderten durch ihre Kontakte eine neue internationale Offenheit, die es ihren Schülern ermöglicht hat, offen auf die angloamerikanische Theorieentwicklung zuzugehen.

Diese Form der Theorierezeption war ganz instrumentell bestimmt. Sie „benutzte“ Befunde der Soziologie und ihre Aufwertung der „(Industrie-)Gesellschaft“ gegenüber der Politik. Auffälligerweise wurden aber nicht die soziologischen Lehrmeister Weber oder Simmel verarbeitet, sondern die „Deut-

schen Soziologen“, mit denen man schon vorher zusammengearbeitet hatte. Zu einem wichtigen Mentor wurde Hans Freyer, dessen kulturkritische Theorie der Industriegesellschaft die prägende Macht der Kollektive und das Zurücktreten der Individuen thematisiert hatte. Über Freyer ist strukturalistisches Denken in die deutsche Geschichtswissenschaft eingedrungen und hat gleichzeitig den konstruktivistischen Ansatz eines Max Weber noch lange zurückgedrängt, indem er die Strukturen, die Kollektive und damit auch die typisierende Methode zu Phänomenen der Neuzeit erklärte; im Mittelalter konnte man immer noch so arbeiten wie gehabt. Sein Schüler Werner Conze deutete diesen bei Freyer als Verlust apostrophierten historischen Wandel zum Forschungsprogramm um, zur Frage nach der Komplexität des gesellschaftlichen Umbruchs seit dem 18. Jahrhundert und seiner Bewältigung. Sein Gespür für neue Problemstellungen ließ Conze erstaunlich früh außerdeutsche Soziologieströmungen und Probleme zur Kenntnis nehmen.² Doch auch er konnte und wollte den Einfluß des Historismus nicht verleugnen und beharrte auf der methodisch gegebenen Verschiedenheit von Geschichtswissenschaft und Soziologie, setzte sich von „individualisierender Historisierung“ ebenso ab wie von einem „die Geschichte mediatisierenden Soziologismus“.³ Gesellschaftstheoretische Orientierungen waren hilfreich, soweit sie die neuen gesellschaftlichen Phänomene thematisierten, die mit dem Aufkommen der Industriegesellschaft zu verzeichnen waren: den Wandel der Familienstrukturen, die Veränderung der Wirtschaftsformen, das Aufkommen neuer Klassen und neuer Typen kollektiver Organisation. Diese Reklamierung des „Sozialen“ in der Geschichte sprach nun auch den Arbeitern, Parteien und Familien eine Geschichte zu. Wie die deutsche Soziologie sich hauptsächlich mit der modernen Gesellschaft beschäftigte, so wurden sozialhistorische Methoden ebenso der modernen Gesellschaft zugeordnet, die damit gewissermaßen ein historisches Individuum eigener Art wurde.

Der eigentliche Anstoß, die Zugänge der Geschichtswissenschaft zu problematisieren, kam aber nicht aus der theoretischen

schen Debatte; er kam von der Politik, die mit der Debatte um die Thesen Fritz Fischers über die deutsche Schuld am Ersten Weltkrieg und die deutschen Kriegsziele ins Spiel kam. Seine Interpretation der Kriegspolitik und der Bedingungen, auf denen diese basierte, eröffnete die Möglichkeit einer langfristigen Erklärung des Nationalsozialismus, die auf der verspäteten und halbherzigen Demokratisierung Deutschlands bei gleichzeitiger wirtschaftlicher Hochentwicklung beruhte. Damit bot sich die Möglichkeit zur Rezeption der angloamerikanischen Modernisierungstheorien und wurde der sozialhistorischen Forschung ein neuer Horizont eröffnet. Die Modernisierungstheorien spiegelten den Optimismus der westlichen Nachkriegsgesellschaften und setzten ein neues Kontinuitätspostulat, das es erlaubte, die Kontingenz der Nationalgeschichten zu minimieren. In ihnen kristallisierte sich das Selbstverständnis einer neuen Generation, deren Mentoren bezeichnenderweise die Außenseiter von vordem waren. Die Schüler von Theodor Schieder, der sich als einer der wenigen etablierten deutschen Historiker für Weber interessiert hatte, oder von Werner Conze hatten gemeinsame biographische Erfahrungen. Als Mitglieder der HJ-Generation waren sie biographisch vom Nationalsozialismus und seiner Verarbeitung geprägt. Als Assistenten oder junge Dozenten hatten sie die Gärung im Deutschland der 1960er Jahre erlebt. Manche von ihnen waren bei René König mit der Soziologie bekannt geworden; bezeichnenderweise sind unter den deutschen Sozialhistorikern dieser zweiten Generation aber kaum ausgewiesene Soziologen zu finden. Die Orientierung an der Soziologie lag eher in der Luft als daß sie eine fundierte Beschäftigung der Historiker mit ihren theoretischen Prämissen und Positionen nach sich zog. Die meisten von den jüngeren Historikern hielten sich längere Zeit in den USA auf, wo sie die emigrierte deutsche Geschichtswissenschaft und die vergessenen Traditionen des frühen 20. Jahrhunderts (Hintze, Kehr) wiederentdeckten. Auch hier haben sie sich wenig mit Soziologie beschäftigt, sondern eher eine gewisse Art des Denkens gelernt. Diese war in ihren Grundkategorien und in ihrer Sprache geformt vom Strukturfunktiona-

lismus. Obwohl das Gerüst einer systemischen Theorie des Handelns, das Talcott Parsons entworfen hatte, neben ihrer strukturalistischen auch eine handlungstheoretische Seite besaß, wurde seine Gesellschaftstheorie sozusagen in der Vogelperspektive rezipiert. Das antiindividualistische Bekenntnis der Sozialgeschichte, das gegen die traditionelle deutsche Politik- und Geistesgeschichte gerichtet war, drängte auf neue Generalinterpretationen, nicht auf „kleine Räume“. Nicht das Handeln der Individuen und das Ereignis standen im Mittelpunkt, sondern die „überindividuellen“ Strukturen, die langfristigen Prozesse und die Lage von gesellschaftlichen Gruppen. Geschichtswissenschaft war in dieser Hinsicht nun als „Sozialwissenschaft“ zu begreifen, die explizit das Selbstverständnis einer Geisteswissenschaft abstreifen und mehr von der Soziologie und der Ökonomie lernen wollte als von der Philologie. Das Programm, daß nicht nur die Gegenwart aus der Vergangenheit, sondern auch „die Vergangenheit mit Hilfe der Gegenwart, d.h. moderner sozialwissenschaftlicher Kategorien und Modelle (z.B. Rolle, Status, Bezugsgruppe, Persönlichkeitstyp) erklärt werden“ könne,¹ legte die Verwendung sozialwissenschaftlicher Instrumente nahe. „Erklären“ war das Zauberwort der „Historischen Sozialwissenschaft“, die Prozesse und Strukturen analytisch rekonstruieren wollte – „Erklären“ bedeutete den Anspruch, daß die möglichen Voraussetzungen methodisch kontrollierter als allein durch das hermeneutische „Verstehen“ erkannt werden könnten. Das legte es nahe, die Geschichte „nicht mehr vornehmlich auf der Ebene intentionaler gesteuerter Interaktionen ..., sondern auf der tieferen Ebene struktureller Handlungsbedingungen und -voraussetzungen“ anzusiedeln.² Die Sozialgeschichte war dabei nicht vermessen, aber widersprüchlich; sie gestand unumwunden zu, daß soziologische Universaltheorien die historische Wirklichkeit nicht hinreichend wiedergaben – es gebe keine zeitlos gültigen Kategorien der Sozialanalyse.³ Die modernisierungstheoretische Philosophie des Wandels gab jedoch einen solchen universaltheoretischen Rahmen – zumindest für die Neuzeit – durchaus ab. Aber wie es solchen Grundorientierungen eigen ist,

wurden diese normativen Voraussetzungen des sozialhistorischen Ansatzes nicht diskutiert.

Die Lösung des Problems der normativen Globaltheorien hieß „Theorien mittlerer Reichweite“. Sie sollten spezifische Phänomene moderner Gesellschaften aufhellen, ohne damit gleich Aussagen über große, gerichtete Prozesse zu machen. Trennschärfe sollte vor Allgemeingültigkeit gehen, begrenzte Theorien sollten das Gitternetz der verschiedenen Zeitebenen füllen. Der Begriff der „Theorien mittlerer Reichweite“ stammte von dem Parsons-Schüler Robert Merton und war auf die soziologische Theoriebildung gerichtet. Er versuchte damit in den 1950er Jahren, die Kluft zu schließen zwischen dem positivistischen Empirismus, der bestenfalls kleine Forschungshypothesen zuließ, und den inklusiven Theorieanstrengungen, die eine Gesamtheorie sozialer Strukturen und sozialen Verhaltens zu entwickeln suchten. Der erstere, so Merton, sei theorie- und folglich richtungslos, die letzteren seien vage und unbeweisbar, deshalb eher eine Glaubensfrage. Solange sich die soziologische Welt nicht auf eine Generaltheorie geeinigt habe – eine Möglichkeit, die Merton bezweifelte –, sollte man pragmatisch mit solchen Theorien arbeiten, die unterhalb der Großtheorien angesiedelt seien. Beispiele dafür waren etwa die Theorie des Rollensettings, der relativen Deprivation, des sozialen Konflikts oder der sozialen Stratifizierung.⁷ Die Vorteile gegenüber den Großtheorien wie etwa dem Historischen Materialismus oder Parsons' Theorie sozialer Systeme, so meinte Merton, lägen dabei vor allem in der Verifizierbarkeit. Gleichzeitig seien sie abstrakt genug, um auf verschiedene Materien angewandt werden zu können. Insofern waren sie eher Forschungsstrategien mit der Funktion, sinnvolle, operationalisierbare Fragen aufzuwerfen, weniger, diese zu beantworten.

Die Sozialgeschichte ist mit diesem Begriff in ganz eigener Weise umgegangen und hat solche Theorien auch selber entwickelt. Zwar wurden Rollen-, Konflikt- oder Deprivationstheorien angewendet – sie können heute geradezu zum Handwerkszeug der Sozialhistoriker gezählt werden. Doch darüber hinaus wurden Theorien nicht *kategorial*, sondern *historisch*

mittlerer Reichweite entwickelt, die sich auf „mittellange“ *Zeiträume* erstreckten. Die Stoßrichtung war dieselbe: Man wollte die Eigenart historischer Epochen erklären, ohne notwendigerweise gleich eine welthistorische Generalinterpretation bieten zu müssen. Solche historischen Theorien mittlerer Reichweite waren etwa die Theorie des „Organisierten Kapitalismus“, die Theorie des Imperialismus oder die historische Theorie der Klassenbildung. Doch keine davon hat sich bisher auf breiter Front durchsetzen können, weil auch sie auf allgemeinen Annahmen basierten, die man erst akzeptieren mußte. Ob man von „Imperialismus“ sprach oder diesen Begriff ablehnte, war auch eine politische Frage. Die Sozialgeschichte wollte zwar den hohen Abstraktionsgrad der großen Theorien umgehen, verfiel aber mit ihren Operationalisierungsanstrengungen einer historisch und sektoral begrenzten Reichweite oft im Gestrüpp zirkulärer Theorieaxiomatik. „Mittlere Theorien“ wurden benutzt, um die Phänomene zu erhellen, die ihrerseits selber den Hintergrund der Theoriebildung abgegeben hatten, so etwa Hilferding's Theorie des „Organisierten Kapitalismus“, die empirisch wieder auf dieselben Gegenstände rückbezogen wurde, von denen aus Hilferding seine Theorie schon entwickelt hatte: die nationalen Volkswirtschaften im Umfeld des Ersten Weltkriegs. In vieler Hinsicht handelte es sich nicht um „mittlere“, sondern um „kurze Reichweiten“. Weder konnten diese Theorien Forschungsstrategien vorgeben, die über den begrenzten historischen Gegenstand hinauswiesen, noch konnten sie Elemente entwickeln, die in ein größeres Theorienetzwerk eingebaut werden konnten. In der „Praxis des Historikers“ erklärten diese Theorien hauptsächlich sich selbst.

Das mochte auch an einem Theoriebegriff liegen, der die Generalisierung von Beobachtungen über die abstrahierende Folgerung stellte. Eine Theorie des Imperialismus war in diesem Verständnis im Grunde nichts anderes als eine generalisierende Typologie, die beobachtete Phänomene eines gegebenen Zeitraums in ein Schema faßte, Abweichungen feststellte und damit schloß, die Theorie sei auf diesen Fall anwendbar, auf

jenen nicht. Was wußte man damit? Die Erweiterung oder Veränderung der theoretischen Annahmen wurde den Soziologen und den Politologen überlassen, mit der Begründung, es würde zu weit von der Geschichte wegführen – Theorien hatten instrumentellen Charakter, nicht strukturierenden, wie Jürgen Kocka reklamierte. Im Prinzip lebte man die meiste Zeit von den Überlegungen, wie sie die wenigen Vordenker in den späten 1960er und frühen 70er Jahren entwickelt hatten. Besonders in den 80er Jahren geriet der Theoriegebrauch zum willkürlichen Pflichtzitat, zur „flexiblen“ „Anwendung“ passender generalisierender Annahmen. Für die Klassengeschichte konnte man mit Max Weber dienen, bei der Mentalitätsgeschichte war man mit Bourdieus „Habitus“ gut beraten, die Katholizismusforschung kam ohne das „Milieu“ nicht aus. Theoretisches Denken blieb auch der Sozialgeschichte äußerlich. Mit historistischer Beißhemmung wurden Theorien „angewandt“, nicht verarbeitet.

In dieser Phase schien die Sozialgeschichte die Entwicklung der Gesellschaftstheorie aus den Augen verloren zu haben; jedenfalls wurde sie nicht mehr als Herausforderung an den eigenen Methodenapparat begriffen. Denn ungeachtet der Warnungen Mertons hatten die Soziologen doch weiter an ihren großen Systemen gearbeitet und dabei über die Jahre und unter dem Einfluß von Nachbarwissenschaften, namentlich der Kulturanthropologie, eine überraschende Konvergenz zustandegebracht. Die theoretische Soziologie erweiterte ihre Interessen über die (bürgerliche) Gesellschaft hinaus auf menschliche Gesellschaften überhaupt. Sie wurde stärker Sozialtheorie, die sich für menschliches Handeln als strukturelles Phänomen, als Phänomen von „Vergesellschaftung“ interessierte und hier von ausgehend spezifische Gesellschaften wie die Industriegesellschaft untersuchte. Im Ganzen kann man sagen, daß die beiden großen formalen Paradigmen der Soziologie des 20. Jahrhunderts, nämlich Struktur- und Handlungstheorie, sich anschickten, ineinanderzuzießen. Das kann man zeigen an Bourdieus Habitusbegriff, an Giddens' Doppelheit von Struktur und Handeln, auch bereits an der wissenssoziologischen

„gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit“, ebenso aber – mit einer systematischen Bevorzugung des Systems – bei Habermas' „kommunikativem Handeln“. Diese Entwicklung fiel zusammen mit den Versuchen, Mikro- und Makrosoziologien zu integrieren. In der Geschichtswissenschaft standen beide weiterhin unvermittelt nebeneinander und lieferten sich Glaubenskämpfe, ob Individuum oder Gesellschaft die eigentliche geschichtsmächtige Kraft seien. Als ob man solche geschichtsphilosophischen Fragen wissenschaftlich entscheiden könnte!

Am deutlichsten wird der Rückstand der Geschichtswissenschaft bei der strukturtheoretischen Ausbeutung des wichtigsten deutschen Handlungstheoretikers: Max Webers. Das hängt mit dessen Rezeptionsgeschichte zusammen: Der mächtigste Promotor einer neuerlichen Rezeption Webers war Talcott Parsons gewesen. Parsons selbst wurde – eine Folge seiner Methode – strukturlastig interpretiert, als Lieferant der makrosoziologischen Paßform gesellschaftlicher Entwicklung. Nach Europa zurück kam ein „parsonisierter Weber“, dessen strukturelle Komponenten die handlungstheoretischen weit überwogen und dessen modernisierungstheoretische Annahmen die kulturtheoretischen und -kritischen völlig an den Rand drängten. Insbesondere wurde vergessen, daß Weber einen emphatischen, personalistischen Begriff von der Integrität des Individuums hatte, das in allen seinen Typenbildungen doch immer als handelndes und leidendes Wesen auftrat. So wurde Weber lange Zeit einseitig als Struktur- und Modernisierungstheoretiker verstanden und die aus der Soziologie kommende kulturtheoretische Wende der Weber-Interpretation mit großer Verzögerung eingeleitet, mit der Folge, daß die Kultur- wie die Sozialhistoriker sich in ihrer Debatte auf denselben Kronzeugen berufen konnten.

Das Projekt einer Gesellschaftsgeschichte, das Wehler 1983 vorlegte und seitdem realisiert, war ein imponierender Ansatz, integrale Geschichte auf der Basis der sozialgeschichtlichen Rezeption der Gesellschaftstheorie neu zu versuchen. In Anlehnung an Weber und Habermas bezeichnete Wehler drei

zentrale sozialtheoretische Dimensionen menschlicher Vergesellschaftung: Arbeit, Herrschaft, Sprache. Mit einigem Aufwand an Begriffsbildung beschreibt er die Geschichte einer Gesellschaft, in der sich spezifische Formen von Differenzierung ablösen, die also nicht im Schema „vom Einfachen zum Komplexen“ gedacht werden kann. Es ist dies das methodisch anspruchsvollste Unternehmen, strukturtheoretisch zu argumentieren. Doch die Schwächen der Strukturtheorie und ihre Vernachlässigung der Mikro-Makro-Beziehungen drückten sich auch hier aus. Wie auch in Habermas' theoretischem Entwurf die „Lebenswelt“ zwar sympathetisch bedacht, aber gegenüber dem „System“ theoretisch schwach blieb, indem Kolonisierungstendenzen als großer, unumkehrbarer Zug beschrieben wurden, so ist auch Wehlers Gesellschaftsgeschichte hauptsächlich „Systemgeschichte“. Wie Menschen und Kollektive ihre Welten gestalten, geriet zum Derivat funktionaler Systemerfordernisse, die höchstens durch einzelne „kluge Leute“ geändert werden konnten. Die Strukturen, so sehr sie auch als idealtypisch vorgestellt werden, entwerfen sich gewissermaßen selbst, und sie bedürfen keiner Menschen, die sie gestalten. Dieses Lebendigmachen der Strukturen ist einerseits dem Zwang zur Erzählung einer großen Geschichte geschuldet; andererseits ist es auch durch Wehlers geschichtstheoretische Vorannahme bedingt, daß Vergangenheit keineswegs ein „Chaos“ sei, sondern daß sie Strukturen besitze, wenn auch „weiche“, daß diese also der empirischen Untermauerung und der Herstellung von Verbindungen durch den Historiker bedürften.⁸ Hierin unterscheidet sich Wehler grundsätzlich von Max Weber und knüpft in gewisser Weise an den Historismus an.

Eine andere Position nahm Jürgen Kocka ein, der Strukturen immer in die Spannung der Konjunktion versetzte: „Strukturen und Prozesse“, „Strukturen und Ereignisse“, „Strukturen und Handlungen“ waren die Pole, zwischen denen sich historische Entwicklung bei Kocka abspielte. Seine Position hinsichtlich des Geschichtsprozesses war aber deutlich: im Zweifelsfall waren es auch bei ihm die Strukturen, die wirkungsmächtig

waren. Dahinter stand ein charakteristisches Mißverständnis: Bei Kocka hat „Handeln“ den Status des Individuellen, Zufälligen. „Handlung“ und „Individualisierung“, „Hermeneutik“ und „Neohistorismus“ fallen bei ihm immer zusammen. Umgekehrt neigte er dazu, „Strukturen“ mit „Institutionen“ zu identifizieren. Das handelnde Subjekt wurde deshalb nie als „handelnde Struktur“ konstruiert, sondern als das Unregelmäßige, wohinter es das Regelmäßige zu entdecken gelte.

Diese Idee, daß Geschichte Strukturen *sui generis* habe, wandte sich gegen die neukantianische Vorstellung, daß allein die Wertbezüge der Gegenwart der Geschichte ihr inneres Gerüst verliehen. Damit sollten der Beliebigkeit der Wertungen Grenzen gesetzt werden. Wehler reklamierte sogar, daß der Typ von Theorien, wie sie die Sozialgeschichte bevorzugte, ohne einen solchen Strukturrealismus nicht auskomme.⁹

Gerade dieser Strukturrealismus wird nun aber von der Kulturgeschichte kritisiert. Der Sozialkonstruktivismus, auf den sie sich vorwiegend beruft, hat einen anderen Zugang zur Strukturierung der Vergangenheit als der Neukantianismus: Nicht die *Wertbezüge* ordnen die Wirklichkeit; vielmehr hat jede Gesellschaft überhaupt nur bestimmte *Möglichkeiten* zur Verfügung, um Wissen über die Wirklichkeit zu erlangen. Diese richten sich nach den Formen, in denen sich die Gesellschaft selbst organisiert und versteht; grundlegend neues Wissen wird nicht kumulativ angehäuft, sondern in Umbrüchen immer wieder gänzlich neu zusammengesetzt. Anders ausgedrückt: Jede Gesellschaft hat die Geschichte, die sie sich selbst zu schreiben in der Lage ist. Aus diesem Grund interessieren sich konstruktivistische Ansätze sehr viel stärker für die Art, wie soziales Wissen organisiert ist, als für seinen materialen Gehalt. Dieser Ansatz, der vor allem in den neueren Diskurstheorien verarbeitet wird, macht also das, was man als „wirklich“ versteht, zu einem seinerseits historischen Phänomen. Wir können in der Geschichte also nur die Strukturen suchen, die wir erkennen können, weil sie unsere eigene Wirklichkeit für uns ordnen. Wenn es richtig ist, daß bestimmte Theorietypen vom Strukturrealismus abhängig sind, dann ist es nicht verwunder-

lich, wenn sie heute, da die Realität von Strukturen nicht mehr ohne weiteres gilt, selbst in Frage gestellt werden.

Man hat dem Programm der Sozialgeschichte unrecht getan, als man ihm funktionalistische Kälte und die Negierung von Bedeutungen vorwarf. Hinter den Historismus und besonders dessen Verstehenstheorie führte auch in ihrem eigenen Konzept kein Weg zurück. Aber der makrotheoretisch gebundene Zugriff der Sozialgeschichte ließ in seiner narrativen Form, der analytischen Argumentation, wenig Platz für die andere Seite der subjektiven Bedeutungen und der handelnden Menschen. Das „Machen“ der Geschichte war in der historischen Darstellung deshalb immer ein Problem. Eigentlich machte die Geschichte sich selbst; Strukturen schufen Strukturen, existierten und veränderten sich eigentlich aus sich selbst, d.h. sie vollzogen Anpassungsleistungen; Prozesse liefen ab, Handlungen vollzogen sich in diesem Rahmen – oder sie waren dysfunktional. Aber es mußte auch in einer durch überpersönliche Abläufe gekennzeichneten Geschichte, allein aus Darstellungsgründen, ein Element geben, das den dynamischen, zielgerichteten Part übernahm, das die Geschichte vorwärts trieb. Ein solches Element kann im Begriff der *Funktion* aufgefunden werden. Funktionen konnten erklären, warum historische Abläufe und Ereignisse Effekte zeitigten, die den Zeitgenossen nicht einsehbar waren. Die Funktion scheint in dieser Art von Sozialgeschichte die Aufgabe des historistischen „Sinns“ übernommen zu haben. Beides ist im Ablauf und in der Struktur verborgen und muß „von hinten“ aufgedeckt werden. Luhmann definiert die funktionale Analyse als „eine Technik der Entdeckung schon gelöster Probleme. Sie rekonstruiert mit Hilfe systemtheoretischer Vorannahmen mit Vorliebe solche Probleme, die in der gesellschaftlichen Wirklichkeit schon keine mehr sind, die also gleichsam hinter den Zwecken, Gründen und Rechtfertigungen stehen.“¹⁰ Wie der „Sinn“ ist die Funktion den Zeitgenossen nicht bewußt, gibt aber ihrem Handeln trotzdem eine Richtung. In der sozialhistorischen *Darstellung* veränderte sich allerdings der Status der Funktion: Sie wurde aktiv. „Vorhandenes als Problemlösung“ wurde in der erzählten Ge-

schichte nur allzuoft zu einem *kausalen* Muster, das die analytischen Begründungen „von hinten“ in die Intentionalität von Strukturen transformierte.¹¹

Die Sozialgeschichte hat in Deutschland einen weitreichenden Klimaumschwung in der historiographischen Diskussion bewirkt. Am deutlichsten wird das daran, daß sie eine Oppositionsbewegung hervorgerufen hat, die anders als all ihre Vorgängerinnen nicht mehr strukturalistisch, sondern handlungstheoretisch argumentiert. Von der „Alltagsgeschichte“, der „Geschichte von unten“ (oder „von innen“), der Oral History und der Mentalitätsgeschichte wurde die Sozialgeschichte deshalb gewissermaßen auf dem falschen Fuß getroffen und hatte erkennbare Probleme damit, daß sie sich nun in der Rolle der herrschenden Lehre wiederfand. Die Konzepte, die jetzt der Erneuerung der Geschichtswissenschaft das Wort redeten, reklamierten mit einer gewissen spiegelbildlichen Einseitigkeit, daß die Menschen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken, aber gleichwohl selber machten. Diese Gegenposition ließ erkennen, daß die narrative Blutleere der Sozialgeschichte auch eine theoretische Verkürzung mit sich gebracht hatte. Andererseits konnte man nicht übersehen, daß die unreflektierte Mikrogeschichte, wie sie etwa die Alltagsgeschichte bevorzugte, eine nicht mehr integrierbare Vielzahl der Befunde mit sich brachte. Viele Alltagshistoriker forschten nicht, wie Clifford Geertz postulierte, *in* Dörfern, sondern tatsächlich *über* Dörfer, und zeigten eine gewisse Scheu vor Generalisierungen und Hypothesen über den Zusammenhang von Makro- und Mikroverläufen.¹² Eine sympathisierende Überbewertung subjektiven Widerstandshandelns und eine unhistorische Qualifizierung makrogesellschaftlicher Prozesse wie Bürokratisierung oder Technisierung als „menschenfeindlich“ brachten die Alltagsgeschichte in mancher Hinsicht weg von einer theoretischen Erneuerung und in die Nähe einer antimodernen Kulturkritik.

Die Kulturgeschichte, wie sie zur Zeit in Deutschland diskutiert wird, ist trotz aller Unschärfen möglicherweise in der Lage, die verschiedenen Ansätze zu einem relativ konsistenten

Konzept zusammenzubinden. Abgesehen von manchem missionarischen Eifer plädiert sie im ganzen für methodischen Pluralismus und weist auf die Begrenztheit älterer Ansätze hin, ohne sie vollkommen abzulehnen. Funktion, Struktur oder System seien nicht tatsächlich handelnde Akteure; Intentionalität könne man nur wirklichen menschlichen Akteuren zubilligen und keiner „systemischen Logik“; die Aufhellung struktureller Bedingungen liefere keine vollständige Kausalerklärung menschlichen Handelns, denn die unterlegten Bedeutungen, der symbolische Status von Handlungen seien in ihrer Vielschichtigkeit genauso wirkmächtig wie „reale“ Ebenen. Damit trifft die Kulturdebatte durchaus einen Schwachpunkt des sozialhistorischen Methodenparadigmas. Sie selber neigt allerdings dazu, die Implikationen zu übersehen, die der Kulturbegriff selbst mit sich bringt. Während der soziologisch inspirierte Gesellschaftsbegriff im Kern ein konflikttheoretischer Begriff ist, hat der Kulturbegriff einen integrationistischen Kern. Die vielbeachteten kulturanthropologischen Ansätze etwa lassen eher die Frage stellen: wie funktioniert eine Gesellschaft, die auf solche Weise anders organisiert ist? als die Frage, was eine solche Gesellschaft bedroht. Ästhetisierungen und Verklärungen, die man etwa Clifford Geertz vorgeworfen hat, sind zeitweilig auch in der deutschen Kulturgeschichte nicht zu übersehen.

Die stilisierende Zuspitzung der Positionen ist ein Kennzeichen wissenschaftlicher Theorie- und Methodendiskussionen. Weder ist die Sozialgeschichte so menschenleer, wie die Kritik sagt, noch sind die Kulturgeschichte und ihre Vorläufer so ohne Systemblick, wie es manchmal erscheint. Anstatt einen neuen Königsweg der Erkenntnis anzubieten, scheint es eher geraten, die Integration der verschiedenen Ansätze voranzutreiben. Wie kann man Geschichte schreiben, die sowohl das System als auch das Individuum im Kopf hat, die Dynamik und „longue durée“ integrieren will, die Struktur und Handeln dialektisch aufeinander bezieht? Wie kann man auf eine Gesellschaftsgeschichte hinarbeiten, die sich in den theoretischen Ausgangspositionen, in der Art der verwendeten Methoden

wie in der Darstellung nicht nur als ausführendes Organ der theoretischen Disziplinen – Soziologie, Philosophie, Poststrukturalismus – versteht?

II. Der Status von Theorie in der Geschichtswissenschaft

Wenn wir vom Status der Theorie in der Geschichtswissenschaft sprechen, gilt es in erster Linie, von eingeschliffenen Vorstellungen wegzukommen, als sei Theorie etwas der „eigentlichen“ Geschichte äußerliches, das auf eine auch ohne theoretische Bezüge existierende historische Realität rein instrumentell „anzuwenden“ wäre. Die alte Frage nach der „Theoriefähigkeit“ von Geschichte ist daher eine scheinbare, da sie im Grunde nur die Antwort auf eine andere Frage zulässt, nämlich ob Geschichtswissenschaft etwas anderes – und eventuell mehr – sein kann als eine voraufklärerische Mixtur aus Mythos und Überlieferung. Vor dem Hintergrund der aktuellen methodischen Diskussion ist es statt dessen präziser, die Frage nach der genuinen *Theoriehaltigkeit* von Geschichte zu stellen, die unmittelbar zur Debatte ihrer *Theoriebedürftigkeit* überleitet, wenn Geschichte allgemeinere, d.h. über den jeweiligen Einzelfall hinaus Geltung beanspruchende Aussagen über die Entwicklung von Gesellschaften und Kulturen treffen soll.

Die Historikerin und der Historiker arbeiten bereits „theoretisch“, indem sie notwendig von Vorannahmen ausgehen: über ihre eigene Position in der Gesellschaft, über ihre Stellung zum Gegenstand ihrer Untersuchung, über das Bild der menschlichen Interaktion im allgemeinen und das der betrachteten historischen Akteure im besonderen und schließlich über ihr Vorverständnis vergangener gesellschaftlicher Zusammenhänge. Sie mögen sich dessen bewußt sein oder nicht: In jedem Fall werden diese Vorannahmen, die sich aus ihrem eigenen Erfahrungswissen speisen, ihr Vorgehen fundamental beeinflussen und im Ergebnis ihre Darstellungen tiefgreifend prägen. Denn mit Hilfe dieses Vorwissens selektieren und verbinden sie die für sich keineswegs aussagekräftigen vorfindbaren

Trümmer einer vergangenen Vergangenheit, die dem Beobachter in ihrer Komplexität nicht authentisch zugänglich ist, zu Zusammenhängen, die vor dem Hintergrund dieser Überreste plausibel erscheinen und ihren Geltungsanspruch aus der Kompatibilität mit ihnen ableiten. Reinhart Koselleck hat dies die „Vetomacht der Quellen“ genannt: Überlieferung bestimmt nicht mögliche Interpretation, sondern sperrt sich gegen bestimmte Deutungen.

Geschichte ist im Wortsinne „vergangen“; daher haben wir keinen direkten Zugang zu ihr. Von vornherein also ist die Arbeit des Historikers eine Konstruktionsanstrengung: Aus der unübersehbaren Fülle und Komplexität gewesenen Lebens isoliert er Ereignisfolgen, Motivstränge und Interaktionskontexte und setzt aus ihnen, indem er Anfänge und Endpunkte bestimmt und ihnen einen sinnvollen Zusammenhang unterstellt, „Geschichten“ zusammen. Erst dieses Verfahren ermöglicht, daß diese als mögliche und wahrscheinliche „Geschichten“ in Form von Episoden erzählt und als Konstellationen und Prozesse beschrieben werden können. Mittels der notwendig linearen Struktur unserer Sprache werden die solchermaßen ausgewählten und konstruierten Teilrealitäten zu Zusammenhängen gefügt. Im Grunde verhält sich der Historiker zu seinem historischen Gegenstand nicht anders als jeder menschliche Akteur zu seinen Interaktionszusammenhängen: Auch jener deutet seine komplexe, als Totalität nicht zu bewältigende Umwelt selektiv und perspektivisch, indem er sie unter Bedürfnis- und Interessengesichtspunkten betrachtet und mit seinem Erfahrungs- und Regelwissen abgleicht. Allein diese „hermeneutische“ Reduktion von Komplexität befähigt ihn, sinnvoll zu handeln, gewissermaßen „weiterzumachen“. Jeder Handelnde ist, so gesehen, ein „Gesellschaftstheoretiker in eigener Sache“ und in praktischer Absicht. Der Unterschied zwischen ihm und dem „wissenschaftlichen“ Experten liegt allein darin, daß er zumeist mit demjenigen Wissen zufrieden ist, das ihn zu adäquatem praktischen Handeln befähigt – meistens ist es sogar nur vorsprachliche Routine –, während der Experte aus seiner Beobachterposition systematisch Wissen

über Regeln und Strukturen sozialer Kontexte sammelt – ein Wissen, das sich den Beteiligten in dieser Form kaum erschließt, da sie nicht „wissen“, sondern „handeln“ wollen. Historiker befinden sich dabei in einer eigentümlichen Situation: Sie sind Beobachter einer sozialen Realität, die nur in der Retrospektive rekonstruierbar ist. Sie sind dem Kontext der Zeitgenossen nicht nur äußerlich, sondern sie stehen ihm in der Regel auch fremd gegenüber. Daß sie diese fremden Interaktionen prinzipiell verstehen können, liegt allein daran, daß auch diese von „deutenden“ Akteuren getragen wurden, die also ihrerseits eine hermeneutische Beziehung zu ihrer Umwelt unterhielten. Die Position des Historikers ist dabei der Perspektive der handelnden Zeitgenossen gleichzeitig überlegen und unterlegen: Ihnen bleiben große Teile des zeitgenössischen Orientierungswissens verschlossen, vor allem jene Bereiche vorreflexiver Routine, von denen schon die Rede war. Dafür kennen sie, anders als die Zeitgenossen, die Folgen des Handelns. Insofern sind Historiker notorische „retrospektive Besserwisser“. Das systematische Sammeln von Struktur- und Regelwissen über vergangene soziale Kontexte ist ein Kommunikationsakt zwischen den Erfahrungsbeständen, die die Historiker über das Funktionieren von Gesellschaften besitzen, und den *möglichen Regeln* und Strukturen der beobachteten sozialen Realität. Sie müssen das zugängliche Orientierungswissen der Zeitgenossen mit den beobachteten Handlungsfolgen und ihren eigenen Erfahrungsbeständen in eine Wechselbeziehung setzen, um aus den theoretisch und historisch als Möglichkeiten bestimmten Regeln Kriterien abzuleiten, die helfen, die rekonstruierten Geschichten in ihrem Zusammenhang plausibel zu machen.

Die Isolation von „Geschichten“ aus einer vergangenen Vergangenheit und ihre Verknüpfung zu „Geschichte“ ist ein komplexer Vorgang, der eine genuin theoretische Natur besitzt. Wir argumentieren, daß dieser Umstand Begriffe und Aussagesysteme fordert, die wirkliche theoretische Qualität besitzen. Das ist Historikern keineswegs geläufig. Oft ersetzt ein implizit bleibender Bezug auf Vorstellungen vom „All-

gemeinenschlichen“ („Erfolg schafft Neider“, „Geld regiert die Welt“), auf alltägliche Erfahrungsregeln oder moralische Prämissen des „Sein-Sollenden“ eine reflexive Auseinandersetzung mit den eigenen Vorannahmen. Reflexivität kann – und darf – die Standortgebundenheit nicht aufheben, sie soll jedoch ihre Konsequenzen klären und damit kontrollierbar machen. Ihre theoretische Qualität erweisen solche Aussagesysteme darin, daß sie die beschriebenen und erzählten Geschichte exemplarisch, plausibel und relevant machen: Sie sollen Zusammenhänge skizzieren, die über den Einzelfall der „Episode“ hinausgehen; sie sollen den fremden Kontext für Nichtzeitgenossen begreifbar machen; und sie sollen für ihn bedeutsam sein.

Insofern ist Geschichtswissenschaft immer angewandte Gesellschaftstheorie. Sie beleuchtet die Konstruktionsmerkmale vergangener Gesellschaften in einer Sprache, mit der wir auch die Bauprinzipien unserer eigenen Gesellschaft beschreiben. Nur in den seltensten Fällen werden wir mit den Begriffen auskommen, die bereits die Zeitgenossen zur Beschreibung ihrer gesellschaftlichen Umwelt geprägt haben; ebenso selten aber werden Begriffe sich als volltauglich erweisen, die keinerlei Erfahrungsbestände in der vergangenen Gesellschaft berühren. Gesellschaftstheorie übersetzt zwischen Vorstellungen von der beobachteten und der heutigen Gesellschaft.

Was „tun“ demnach theoretische Kategorien? Sie fassen Episoden pointiert zusammen und ziehen Verbindungen zwischen ihnen. Sie fragen nach Ähnlichkeit und Differenz zwischen verschiedenen Tatbeständen, vermitteln zwischen einem möglichen Allgemeinen und einem konkret Erfahrbaren. Sie ermöglichen das „Begreifen“ von Vorgängen, die sich aus sich selbst nicht erschließen. Eine – im speziellen Fall kausale – *Erklärungskraft* gewinnen solche Aussagesysteme, wenn es ihnen gelingt, die Bandbreite möglicher Konstellationen und Verläufe modellhaft abzustecken und die Episoden glaubhaft als deren Realisierungen zu verorten. „Geschichte“ wird erklärbar als jeweils singuläre Realisierung „objektiver Möglichkeiten“ (Max Weber). Kann man solche „objektiven Möglichkeiten“ nicht erkennen, spricht man von „Zufall“; umgekehrt

spricht man von einem *gesetzmäßigen* Zusammenhang, wenn alle Verläufe (bei gleichen Bedingungen) einem Modell entsprechen. Dieser Fall wird uns im sozialen Leben allerdings kaum jemals begegnen. Historiker, die erklären wollen, müssen daher von Kontingenzspielräumen ausgehen: Zwischen Zufall und Determiniertheit gibt es mögliche Verläufe, deren konkrete Realisierung aber nicht voll bestimmt werden kann. Das Werfen eines Würfels beispielsweise kann sechs gleich wahrscheinliche Resultate ergeben, aber eben auch nicht mehr als sechs. Erst der Bezug auf zusätzliche Faktoren ermöglicht dann eine kausale Erklärung – den Nachweis seiner „adäquaten Verursachung“, wie Max Weber das genannt hat. In ihrer Erklärungskraft scheinen typisierende Verfahren, die strukturelle Verwandtschaft zwischen Kontexten erkennen lassen, gleichzeitig aber Formenvielfalt zulassen, makrokausalen Globalkonzepten überlegen zu sein. Sie werden eine weit überlegene differenzierte Erklärungskraft entwickeln, wenn sie auf höherer Abstraktionsebene durch integrierende allgemeine Begriffe gleichsam gebündelt werden. Damit ist das Formenspektrum gesellschaftstheoretischer Aussagesysteme weit gespannt. Strenge Kausalität ist nicht alles und umso weniger, je größer die Distanz zwischen Aussage und erfahrungsnahem Kontext wird. Oft wird die deskriptiv gewonnene Konstruktion modellhafter Verläufe und ihrer Variationsprinzipien, die dann auf ihre Deutungskraft für „Episoden“ hin getestet werden können, eine hinreichende theoretische Funktion erfüllen. Das „Wie“ ist als Fragestellung mithin genauso wichtig wie das „Warum“.

III. Theoretische Orientierungen

a) Geschichte als Möglichkeit: Historische Ereignisse sind nicht unausweichlich und auch nicht unbedingt notwendig. Vielmehr sind sie eine Konkretisierung von Möglichkeiten, die in den Konstellationen angelegt sind. Daß es zu dieser (und zu keiner anderen) Ausformung kommt, ist die Frucht von Be-

dingungen, die wir nicht alle übersehen können. Insofern muß man das Geschehene als ein *mögliches* Geschehen thematisieren, ohne dabei das Ungeschehene als unmögliches Geschehen auszuschließen. Historiker neigen dazu, das Geschehene als notwendiges und unausweichliches Ereignis zu überhöhen. Am Prozeß der deutschen Wiedervereinigung wird das deutlich: Kaum ein deutscher Historiker hat im Herbst 1989 die Wiedervereinigung prognostiziert. Sie alle deshalb heute als realitätsfremd zu denunzieren wäre arrogant. Der historische Prozeß ist offen, und jede historische Konstellation hat aus sich heraus noch nicht die Bedingungen ihrer Weiterentwicklung festgelegt. Damit werden eindeutige, gerichtete Verlaufstheorien wie die Modernisierungstheorie fragwürdig, ohne daß freilich einzelne Versatzstücke ausgeschlossen werden sollen. Denn sie neigen in besonderem Maß dazu, spezifische Verlaufswegen als notwendige Prozesse zu deuten.

b) Struktur und Handeln als sozialtheoretische Grundkategorien: Uns ist die Regelhaftigkeit des menschlichen Lebens bewußt, und wir sehen und interessieren uns für Abhängigkeiten, Machtbeziehungen und Herrschaft. Die Strukturen, soll dieser Begriff soziale Phänomene „erfahrungsnah“ erklären, dürfen den Subjekten nicht äußerlich bleiben. Sie müssen durch das Bewußtsein der Akteure hindurch, müssen in ihrer subjektiven Verarbeitung dargestellt werden, um Plausibilität als handlungsrichtende Umstände zu erhalten. Die Begriffe von „Diskurs“ und „Mentalität“, die derzeit manchmal gegen die „Struktur“ gesetzt werden, schweben übrigens in einer ähnlichen Verdinglichungsgefahr, weil sie die Struktur zwar in die Köpfe der Zeitgenossen verlagern, sie aber dort unangefochtene intersubjektive Dominanz gewinnen lassen.

Strukturen sind nicht einfach mit „Dauer“, „Handeln“ ist nicht einfach mit Dynamik und Diskontinuität gleichzusetzen. Sie wirken im Handeln selber (und nirgends sonst), bestimmen und begrenzen das *Handlungsmögliche*, werden im Handeln reproduziert und modifiziert. Stabilität und Dynamik: beides muß durch die Akteure und ihre Interaktionen hindurch und als Ergebnis menschlichen Agierens transparent gemacht wer-

den. Das impliziert wiederum, die Scheinalternative „Mikrogeschichte“ gegen „Makrogeschichte“ zu überwinden. Ein Begriff von Struktur, mit dem wir adäquat arbeiten können, muß regelgesteuerte Handlungsmuster auch in Mikrokontexten aufspüren und ihre konkrete Vernetzung zu größeren Zusammenhängen rekonstruieren können. So verstanden, *determinieren* Strukturen nicht das Handeln, sondern sie sind der Horizont, der das Handeln begrenzt, andererseits aber auch erst ermöglicht. Dazu gehört etwa auch das Wissen der Akteure um die Bedingungen und Gründe ihres Handelns. Gleichzeitig bezeichnet ein solcher Strukturbegriff das *Erklärungsmögliche*: Wir eliminieren nicht Kontingenz durch strukturelle Determinierung, sondern wir suchen nach den im Handeln der Akteure selber nachweisbaren Mustern, die es uns erlauben, die Kontingenzspielräume des Geschehens möglichst präzise zu bestimmen.

c) Komplexität als Grundannahme: Daß moderne Gesellschaften komplexer seien als „traditionale“, ist eine soziologische Binsenweisheit. Für die von Historikern untersuchten Gesellschaften trifft das nicht ohne weiteres zu; denn je weiter diese Gesellschaften von unserer Erfahrung entfernt sind, desto schwerer ist es auch, sie vor dem Hintergrund unseres Gegenwartsverständnisses zu begreifen. Sie mögen nach anderen Mustern funktionieren, deren Logik uns nicht recht einleuchtet;¹³ vielleicht funktionieren sie auch nach zwar einfachen, aber dem Betroffenen uneinsichtigen Mustern. Doch selbst wenn man wachsende Komplexität attestiert: es sind auch die entgegengesetzten Prozesse denkbar. Es ist ein Erbe der aufklärungsgeprägten Fortschrittsteologie, alles in Begriffen von „Wachstum“ verstehen zu wollen: mehr Komplexität, schnellere Information, wachsende Schwierigkeiten. Die Geschichte des Übergangs vom Altertum zum Mittelalter zeigt aber, daß es auch abnehmende Komplexität geben kann; ebenso könnte man argumentieren, daß der Ost-West-Konflikt die Komplexität der Weltgesellschaft erheblich reduziert hat.

d) Konstanten von Gesellschaftskonstitution: Wie alle Sozialwissenschaften hat auch die Geschichtswissenschaft mit ver-

schiedenen Typen von Gesellschaften zu tun. Dennoch sind dort allgemeine Muster von Vergesellschaftung vorfindbar. Herrschaft, soziale Ungleichheit, verschiedene Stufen von Sozialisation wie von kollektiver Identität, Ritualisierung von Konflikten ebenso wie kollektive Sinnstiftung sind Elemente, die in jeder Gesellschaft anzutreffen sind, allerdings in sehr verschiedener und für unsere Augen oft nicht leicht erkennbarer Form. Solche Konstanten sind immer mehrdimensional. „Soziale Ungleichheit“ nur als wirtschaftliche Ungleichheit zu fassen ist unhistorisch und unsoziologisch gleichermaßen. Diese Bestimmung trifft nicht einmal auf die heutige Industriegesellschaft zu. Geschlecht, Hautfarbe, Alter, Bildungsstand, soziale Herkunft, räumliche Verortung – um nur einige mögliche Kategorien zu nennen – charakterisieren verschiedene Dimensionen sozialer Ungleichheit, deren Aggregat nur in einem mehrdimensionalen Raum bestimmt werden kann. Die Ausprägungen solcher Konstanten variieren historisch, und es führt nicht sehr weit zu fragen, wann „Einkommen“ als Kriterium das der Geburt ersetzt hat – denn dann wird wahrscheinlich die Übergangszeit länger sein als die Geltungsdauer nur eines einzigen Musters –, sondern welche neuen Konstellationen von sozialer Ungleichheit typisch sind im Vergleich zu alten, nach welchen Mustern sich der Übergang vollzogen hat und wie er erfahren wurde.

e) Was wir „messen“: Wir ziehen nicht über die Realität als solche Erkundigungen ein. Was wir erforschen, ist die *kommunizierte* Realität, weil wir Wirklichkeit nur erfahren können, wenn sie uns mitgeteilt wird; damit ist sie „verformt“, und wir können sie nur in Relationen erfahren. Eine Biographie beschreibt nicht den Menschen als solchen, sondern konstruiert ihn in seinen Beziehungen zur Umwelt, zu sich selbst und zur Zeit – Vergangenheit und Zukunft. Die sozialen Ordnungsbegriffe, die wir benutzen – Herrschaft, Klasse, Bürgertum –, sind lediglich Konstrukte sozialer Beziehungen, die helfen, eine vorgefundene soziale Wirklichkeit nach den Maßgaben des Betrachters zu ordnen. Sie radikalisieren bestimmte Gesichtspunkte dieser Realität so, daß sie archimedische Punkte zu de-

ren Ordnung sein können. Sie sind „Utopien“: So stellen wir uns die Welt vor.

Indem Geschichtswissenschaft solchermaßen empirische Aussagen trifft, betreibt sie Theoriebildung. Damit kann ihr natürlich passieren, daß ihre Konzeptionen überholt werden. Doch darauf ist Wissenschaft angelegt. Die Angst mancher Historiker vor theoretischen Aussagen könnte auch damit zu tun haben, daß man nicht unrecht haben will, daß der logische Schluß und die Generalisierung ein dünneres Eis darstellt als die zweimal quellenmäßig belegte Aussage. Die ewige Jugendlichkeit, die Max Weber den Kulturwissenschaften bescheinigt, schließt auch den Mut zur Spekulation ein.

Anmerkungen

- 1 Vgl. vor allem die Debatte in „Geschichte und Gesellschaft“ seit 1992 sowie Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996.
- 2 Vgl. Wolfgang Schieder, *Sozialgeschichte zwischen Soziologie und Geschichte*. Das wissenschaftliche Lebenswerk Werner Conzes, in: *Geschichte und Gesellschaft* 13 (1987), 244–266.
- 3 Werner Conze, *Sozialgeschichte*, in: Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Moderne deutsche Sozialgeschichte*, Düsseldorf 1981^o, 19–26, 19.
- 4 Hans-Ulrich Wehler, *Das deutsche Kaiserreich*, Göttingen 1973, 13.
- 5 Friedrich Jaeger u. Jörn Rüsen, *Geschichte des Historismus*, München 1992, 183.
- 6 Hans-Ulrich Wehler, Einleitung, in: ders. (Hg.), *Geschichte und Soziologie* (Köln 1972), Königstein 1984², 11–31, 18 (auch in: Ders., *Geschichte als Historische Sozialwissenschaft*, Frankfurt 1973, 9–44).
- 7 Robert K. Merton, *On Sociological Theories of the Middle Range*, in: ders., *On Theoretical Sociology*, N.Y. 1967, 39–72.
- 8 Wehler, Einleitung, 24.
- 9 Ebd.
- 10 Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Frankfurt 1983, 6.
- 11 Vgl. Reinhold Sieder, *Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?* in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), 445–468, 447.
- 12 Vgl. den Beitrag von Thomas Sokoll in diesem Band.
- 13 So etwa die männliche Ehre, deren Sinn zu verstehen selbst nach dem Studium von Ute Frevert, *Ehrenmänner*, München 1991, schwer fällt.